

9



exclusive

Kythiras Rückkehrer

Die drei ???

Woodstock-Mode

Duzen im Büro

Was ist Upcycling?

Sarah Hirini

Der Sound von Montreal

Jazzclubs, Raves und coole Bars:
Besuch in Kanadas Musikhauptstadt



MUSIK IN MONT REAL

TEXT
SEBASTIAN HANDKE

FOTOS
DOMINIQUE LAFOND







Die Musikerin Tess Roby in einem Café in Little Italy (oben). Das alte Studio von RCA Victor ist noch in Betrieb (rechts oben). Mural in Little Burgundy mit der Jazzgröße Oliver Jones (rechts)

Montreal ist die fröhlichste und genussfreudigste Metropole Kanadas. Wenn die Stadt aus ihrem Winterschlaf erwacht, weht ein südländischer Geist durch ihre Straßen – und Musik ist dann überall



Montreal ist nicht Miami. Der Sommer ist zwar hell und warm und wunderbar. Und er kommt auch jedes Jahr wieder. Aber wenn Sommer ist, in Montreal, nimmt das keiner als gegeben hin. Denn der nächste Winter wartet schon, mit Nächten so klirrend kalt und unerbittlich lang, dass man den Glauben, es gebe ein Erwachen daraus, durchaus verlieren kann.

„Montreal ist eben nicht Miami“, sagt Lucas Jacques. „Der Sommer hier ist niemals Routine.“ Jacques muss es wissen, er ist Mitgründer und Veranstalter der beiden beliebtesten Open-Air-Raves von Montreal: „Piknic Électronik“ (Sommer) und „Igloofest“ (tiefster Winter). Ja, auch das Igloofest findet unter freiem Himmel statt, bei bis zu minus 40 Grad, auf einem Dock am alten Hafen. „Auf dem Dancefloor ist es immer zehn Grad wärmer“, sagt Jacques, als ob das einen Unterschied machte. „Wir sind verrückt, klar, aber warum sollten wir uns vom Wetter diktieren lassen, was wir tun?“

Und doch: Wenn die Sonne kommt, erwacht Montreal aus seiner Starre, explodiert geradezu. Bis tief in die Nacht sind die Straßen dann beseelt von Jazz, Straßenkunst, Comedy und köstlichem Essen; eine gelassene Euphorie tritt anstelle der winterlichen Schwermut, als hätte jemand von Schwarz-Weiß auf Farbe umgestellt.

Rund 1,7 Millionen Menschen leben in Montreal, das ist überschaubar. Dennoch gibt es hier jedes Jahr mehr als 100 Festivals: Weil der Winter so hart ist, wird der Sommer umso ausgelassener begangen. Musik ist dann allgegenwärtig in der Stadt,

in den Läden und Straßen, auf Plätzen und Märkten, in den vielen Clubs und Restaurants, von denen etliche auch von Musikern betrieben werden. Das Agrikol etwa von Arcade Fire mit seiner ganz wunderbaren haitianischen Küche – und haitianischer elektronischer Musik. Oder das Schwartz's, 1928 eröffnet und heute im Besitz von Céline Dion: Die schlichten Räucherfleisch-Sandwiches gehören zu Montreal wie der Puck zum Hockey.

Tess Roby ist vor neun Jahren von Toronto hierher gezogen, sie arbeitet als Fotografin und Musikerin. Im letzten Jahr hat die 25-jährige Halbbritin ihr erstes Album „Beacon“ veröffentlicht, eine Sammlung persönlicher, melancholischer Songs, eingespielt mit ihrem Bruder. „Es geschieht etwas mit den Menschen, die hierher kommen“, sagt sie. „Etwas Besonderes.“ Wir treffen uns in einem Café im Viertel Little Italy: tobende Kinder am Tischkicker, lärmende Espressoemaschinen und Bilder von italienischen Sportwagen an der Wand. Die Viertel hier seien alle sehr eigen, sagt sie, geprägt von den vielen Zuwanderern aus aller Welt. Aber auch als Neuankömmling fühlt man sich schnell umarmt vom Gemeinschaftssinn, der alle verbindet. „Es gibt dieses Gefühl, dass man den Winter gemeinsam durchstehen muss. Man hilft sich in dieser Zeit des Rückzugs und der Konzentration. Deshalb kommen im Sommer so viele Projekte zur Blüte: Künstler nutzen den Winter, um etwas auszubrüten.“

Kein Zufall wahrscheinlich, dass die DIY-Szene („Do It Yourself“) in Montreal so



Klang in schöner Form: Das „Musée des ondes Emile Berliner“ zeigt historische Audiosysteme aus Montreal (links). Blick auf die Stadt vom Riesenrad am Hafen aus (unten rechts)

Künstlern. Jahrelang hat sie eigene Shows kuratiert und an ihrem eigenen Live-Act gefeilt. „Zum Glück gibt es hier diese Orte, wo jeder er selbst sein und Dinge ausprobieren kann. In Toronto ist das anders. Wenn man dort Musik macht, muss man schnell Erfolg haben.“ In Montreal gibt es diesen Druck nicht, das Leben ist entspannter und günstiger. „Hier kannst du langsam wachsen, dein Handwerk behutsam verfeinern.“

Wir schlendern durch Little Italy, vorbei am Café Olimpico, einem der besten der Welt, sagt sie; vorbei auch an den beiden stadtbekannten Bagel-Bäckereien, 24 Stunden geöffnet, möglicherweise auch die besten der Welt. „Sollte ich irgendwann woanders leben, müsste man mir Bagels nachsenden.“ Am Jean-Talon Market kauft Roby jede Woche Blumen, knallrote Lampionblumen sind es diesmal, obwohl sie schon übermorgen nach Hamburg fliegt. „Ich liebe Montreal. Aber ich bin auch gern weg.“ Auch das scheint für viele Künstler ein wichtiger Teil ihrer Beziehung zu Montreal zu sein: wegfahren und wiederkommen.

So wie Leonard Cohen. Zwei weithin sichtbare Murals erinnern an den weltberühmten, 2016 gestorbenen Poeten und Songwriter aus Montreal. Plätze und Cafés sind nach ihm oder einem seiner Songs benannt, und egal, wie hoch der Schnee im Winter liegt, es führen immer Fußstapfen zu seinem Grab. Cohen lebte auch in New York, London und auf der griechischen Insel Hydra, aber man sah ihn oft über den Boulevard Saint Laurent schlendern – jene Straße, die diese Stadt früher streng in zwei Hälften teilte: eine englische und eine französische.

Bis in die 1960er-Jahre war Montreal von Segregation geprägt. Ein erbitterter Kulturkrieg zwischen der englischsprachigen Minderheit und den frankophonen Bewohnern lähmte die Stadt, befeuert auch von religiösen Differenzen entlang der



besonders rege ist. In den Nuller-Jahren fing das an, vor allem im Gebiet zwischen den Vierteln Mile-Ex und Mile-End, gleich neben Little Italy: Lagerräume und Wohnungen wurden kollektiv angemietet und als Galerie und Party-Location zweckentfremdet. Die Miete wird mit den Einnahmen aus den Veranstaltungen bestritten – illegal und deshalb immer geheim. Manchmal werden sie von der Polizei aufgelöst. Das ist, wie so vieles in Montreal, nicht weiter dramatisch: Die Party ist dann halt etwas früher vorbei. Die Menschen gehen nach Hause, ein paar Tage später trifft man sich wieder.

Bands wie Arcade Fire und Godspeed You! Black Emperor sind aus diesem Milieu hervorgegangen, auch Tess Roby war Teil eines DIY-Kollektivs mit 14 Musikern und



Mehr als eine graue Eminenz: Pianist Oliver Jones war gerade mal neun Jahre alt, als er anfang, in Montreals Jazzclubs zu arbeiten

Star des französischsprachigen Pop:
Dumas im Theater
Le National (unten).
Das Restaurant
Agrikol von Arcade
Fire (ganz unten)



Sprachgrenzen. Der stets bescheiden und großzügig auftretende Leonard Cohen war so etwas wie ein säkularer Schutzheiliger der Stadt: Auf ihn konnten sich alle einigen. Und sie tun es noch.

Wenn es heute so viel entspannter zugeht als damals, dürfte das auch an den Musikern der Stadt liegen, an jungen Menschen wie Lucas Jacques und Tess Roby, für die Montreals Zweisprachigkeit kein Problem ist, sondern ein Privileg, etwas, auf das man stolz ist – die Hip-Hopper der Stadt mischen sich ihr „Franglais“ ohnehin sorglos zusammen. Menschen aber auch wie der Popsänger Dumas, der seine treue Fangemeinde seit 20 Jahren mit französischer Musik erfreut. „Das Besondere hier ist die Mischung der Kulturen. Die Stadt ist europäisch und amerikanisch zugleich, das ist der Geist von Montreal. Dieser Geist bleibt aber nur lebendig, wenn auch das Französische lebendig bleibt“, sagt der 40-Jährige und fügt lachend hinzu: „Man sagt einfach Bonjour zur Begrüßung, dann kann man die Sprache wechseln.“

Dumas probt gerade im Le National, einem der ersten französischsprachigen Theater in Amerika, 1900 erbaut, für seine bevorstehende Tour. „Ich lebe und träume in Französisch, meine Songs sind vom Surrealismus beeinflusst, oft erzählen sie von Nostalgie oder Melancholie. Das geht im Französischen einfach besser.“ Aber seine Musik mit ihren Dance- und Rock-Elementen ist auch unverkennbar amerikanisch geprägt.

In Victoriaville, Quebec, geboren, zog Dumas 1999 nach Montreal, als er einen

Songwriter-Wettbewerb gewonnen hatte. „Wie sich diese Stadt seitdem verändert hat! Sie hat angefangen, sich selbst zu lieben, sich zu kümmern.“ Montreal sei wieder zu einer kreativen Metropole geworden, sagt er, der Boulevard Saint Laurent zu einer pulsierenden, lebensfrohen Meile. Noch einmal lacht Dumas sein jugenhaftes, kehliges Lachen, er wirft dabei den Kopf ganz weit in den Nacken. Dann geht er wieder auf die Bühne und spielt seine Zugabe: eine französische Version von David Bowies „Heroes“.

Schon einmal war Montreal eine weithin strahlende Musikstadt. In den 1920er- bis 1950er-Jahren zählte sie zu den großen Jazz-Metropolen – begünstigt von der Prohibition in den Vereinigten Staaten. Alles, was Rang und Namen hatte, trat damals in Montreal auf, denn hier, unweit der Grenze zu den Staaten, wurde noch beherzt Alkohol ausgeschenkt. Und anders als in den Staaten spielten Schwarze und Weiße hier ganz selbstverständlich in derselben Band. So mancher Musiker verliebte sich in die Stadt, heiratete und ließ sich im Viertel Little Burgundy nieder, wo bis dahin vor allem schwarze Eisenbahnarbeiter gewohnt hatten – das „Harlem des Nordens“, wie man damals sagte. Die Jazz-Legenden Oscar Peterson und der zehn Jahre jüngere Oliver Jones sind Kinder dieser goldenen Zeit.

In Montreal ist Oliver Jones so bekannt wie Leonard Cohen. Man begegnet dem 85-Jährigen nicht mehr so oft in der Stadt, aber wenn, dann tritt er stets im Anzug in Erscheinung, so wie damals üblich, als Jazz noch Tanzmusik war. „Alle trugen ihr Bestes. Manche fuhren in Limousinen vor, riesige Cadillacs und Lincolns, es war ein phänomenales Business.“ Und Rufus Rockhead, Leiter des legendären Jazzclubs Rockhead's Paradise, hatte für jede Dame eine rote Rose parat. „Die Leute waren anspruchsvoll, und wir gaben ihnen, was sie hören wollten.“

Die Jazzclubs waren gut geführt, sagt Jones, der auf der ganzen Welt gespielt hat – viel besser als die Clubs in New York. Ärger gab es selten, und wenn, hat man die Musiker immer in Ruhe gelassen. Es durfte getrunken werden, sonntags galt allerdings die Regel: Alkohol nur zum Essen! Deshalb lagen in den Clubs die berühmten „Rubber Sandwiches“ aus: Sie waren vom Vortag und eigentlich nicht zum Verzehr gedacht.

„Wenn es zum Faustkampf kam, nahmen wir unsere Instrumente, zogen uns hinter die Bühne zurück und plauderten ein bisschen.“

»Die Stadt
hat gelernt,
sich zu
(lieben)«



Immer sonntags:
Piknic Électronik
auf der Insel Sainte-
Hélène (links) und
Tam-Tams im Parc
du Mont-Royal
(unten links)

reihen sich in ihren Straßen Prachtbauten aneinander, so gut und lückenlos erhalten, dass sie in Hollywood-Filmen als historische Kulisse für andere Städte herhalten müssen. Nein, Montreal ist wirklich nicht Miami. Aber Marseille, vielleicht?

Kein Vergleich wird Montreal gerecht, dieser genussfreudigen Stadt im Wechselspiel der Jahreszeiten, so anglophil wie frankophon – wie zwei Flüsse, die ineinander fließen, ohne sich je ganz zu vermischen. Eine Stadt, die gerade zu sich gefunden hat, oder, mit Dumas gesagt: eine Stadt, die gelernt hat, sich selbst zu lieben.

Sonntags lässt er sich gut erhaschen, der Geist von Montreal: Nachmittags beim Piknic Électronik auf der Insel Sainte-Hélène mit jungen Hipstern und alten Hippies, dann im Agrikol bei Rum und Fisch und Electro, schließlich mit einer reichhaltigen Portion Jazz im Upstairs oder Dièse Onze. Zuvor aber, gegen Mittag, sollte man unbedingt das Herz der Stadt aufsuchen, den zentralen, bewaldeten Park am Stadtberg Mont Royal. Was hier beim „Tam-Tams“ passiert, hat nämlich nichts mit dem bekifften Klöppeln zu tun, dem man sonst in jedem Park der Welt ausgesetzt ist.

Während rundherum die Menschen ihre Picknickdecken auswerfen, kommen hier, am Monument à George-Étienne Cartier, Hunderte Enthusiasten zusammen, sie bringen Schlagwerk in allen Farben und Formen mit. Aus allen Himmelsrichtungen treffen sie ein, meist hört man schon aus der Ferne, wie sie sich trommelnd in den unwiderstehlichen Groove einfinden. Immer größer und lauter wird die wogende Gruppe, wer tanzen oder singen mag oder sein Saxofon dabei hat, gesellt sich einfach dazu. Es sind Menschen aus ganz Montreal, und sie kommen seit Jahren hierher, Woche für Woche, um zu feiern – die Stadt, den Sommer oder einfach, dass sie jetzt da sind.



Dann setzten wir uns wieder nach vorn und machten einfach da weiter, wo wir aufgehört hatten.“ Das kam allerdings nur samstags vor: Die Stimmung war dann so angeheizt, dass Sprücheklopfen nicht mehr reichte. Mehr als 500 Clubs, sagt Jones, gab es damals in Montreal und Umgebung. Heute sind es nicht mehr so viele, aber die Stadt hat immer noch exquisiten Jazz zu bieten – und natürlich, immer im Juni und Juli, das größte Jazzfestival der Welt.

In diesen hochsommerlichen Tagen weht dann ein geradezu mediterranes Flair durch die Stadt, nicht nur, aber ganz besonders in der Rue Saint-Paul, dem Rückgrat der Vieux-Montréal genannten Altstadt. Es gibt sie seit 1642, als Fellhändler hier ihre Ware anlieferten, seit dem 19. Jahrhundert